

Barta'a – Ein Dorf mit gespaltener Persönlichkeit



Von Lydia Aisenberg / Deutsche Fassung: Torsten Reibold

Im zentralisraelischen Wadi Ara, unweit vom Highway 65, der von Hadera nach Megiddo führt, liegt die kleine arabische Gemeinde Barta'a. Sanft schmiegt sich das 7000 Seelen-Städtchen an die Hänge des Amir, einer Erhebung an den Ausläufern des judäisch-samarischen Berglands und eigentlich könnte das Leben hier, abseits der großen Städte, zwischen Hügeln, Highway und der „Grünen Linie“, sehr ruhig und gemächlich verlaufen. Wenn es sie nicht gebe, diese „Grüne Linie“. Denn dank ihr, dieser imaginären Grenze zwischen Israel und der Westbank, dem zukünftigen Staat Palästina, existieren zwei Barta'as. Diesseits und jenseits der Linie, liegen je die Hälfte einer Siedlung, die vormals Eins war. Eine Siamesische Zwillingssiedlung und ein Paradebeispiel für das hochkomplizierte Verhältnis der israelischen Araber zu ihren „Brüdern“ auf der palästinensischen Seite.

Barta'a wurde seine eigentlich idyllische Lage zum Verhängnis. Die Siedlung erstreckt sich zu beiden Seiten des Wadi Ara. Von Osten her zieht sie sich die Hänge des Amir herab bis zu einer Quelle auf der Talsohle und danach wieder hinauf auf die Ebene westlich des Wadi. Eigentlich ein perfekter Ort, für den Kabha Clan, der den Ort bewohnt: Ideal für Landwirtschaft und bescheidene Viehzucht, mit frischem Wasser und einem kleinen Heiligtum: Dem Grab des Sheikh Muhammad, das auf dem Gipfel des Berges, die Landschaft überblickt und dem Ort seine Namen gab. Perfekt bis 1949.

Damals trafen sich in Rhodos die Vertreter des frisch geborenen Staates Israel und seiner nur unwesentlich älteren arabischen Nachbarn zu den Friedensverhandlungen die dem israelischen „Unabhängigkeitskrieg“ folgten. Zu den wichtigsten Verhandlungspunkten gehörten natürlich die Fragen der Grenzen. So wurde auch zwischen Israel und Jordanien eine Grenze definiert, faktisch die ehemalige Waffenstillstandslinie und gemeinhin bekannt als „die Grüne Linie“. Niemand weiß, ob den Verhandlungsführern von Rhodos die kleine Gemeinde Barta'a nicht bewusst, oder einfach nur egal war, als sie beschlossen, die Grenze auf der Talsohle des Wadi Ara entlang zu ziehen. Für die Barta'aris ist das aber auch unerheblich. Fest steht für sie nur das Ergebnis: Mitten durch ihre Stadt zieht sich seitdem eine Grenze, die einen Teil von ihnen zu Israelis und den anderen Teil zu Palästinensern macht. Natürlich hielt und hält man in Barta'a diese Grenzziehung für einen groben Fehler.

„Soviel ich weiß, hat man 1949 eine topographische Karte benutzt, um die Grenzen festzulegen. Die Talsohle des Wadi erschien den Verhandlungsführern wohl als eine perfekte, fast schon natürliche Grenzlinie“, sagt Riad Kabha, der „Mukhtar“ (Bürgermeister) von Barta'a. Riads Großvater war seinerzeit der Mukhtar und fand diese Idee alles andere als natürlich. Auf einmal musste er sich zwischen seinen beiden Frauen entscheiden, von der eine in einem Haushalt auf der israelischen, die andere auf der jordanischen Seite des Ortes lebte. „Er hat sich für die palästinensische Seite entschieden, weil er dort mehr Söhne hatte“, sagt Riad mit einem milden Lächeln. Man hätte diesen Fehler leicht korrigieren können, davon ist man hier fest überzeugt. Wen interessiert schon eine kleine arabische Stadt mit ein paar Feldern und ein bisschen Vieh? Und dennoch: Auch im Jahre 2003, 54 Jahre nach diesem 'historischen' Fehler, ist Barta'a immer noch geteilt. Und mit jedem Jahr werden die Folgen dieser Teilung offensichtlicher.

Eine gewisse Zeit ging das Leben jedoch noch seinen gewohnten Gang in Barta'a. Zwar erhielten die „West-Barta'aris“ nun die israelische und die „Ost-Barta'aris“ die jordanische Staatsbürgerschaft, doch damit war es erst einmal getan. Beide Grenztruppen vermieden eine zu gefährliche Nähe zueinander und der eiligst errichtete Grenzzaun war mehr von symbolischer Bedeutung: „Kein ernsthaftes Hindernis für uns“, wie einer der älteren Einwohner, Barta'as lakonisch bemerkt. Später jedoch wurde es doch ernster. Irgendwann in den Mittfünfzigern verweigerten die Jordanier plötzlich den „kleinen Grenzverkehr“ zwischen den beiden Ortsteilen, den sie bisher stillschweigend geduldet hatten. Die Trennung, die bis dahin lediglich auf dem Papier bestand, wurde plötzlich manifest.

Jetzt mussten sich die Bewohner des Westteils eine neue Moschee bauen und die im Osten einen neuen Friedhof anlegen. Hochzeitspaare konnten sich ihren Familienangehörigen auf der anderen Seite nur noch von der Ferne präsentieren und Geburten und Todesfälle wurden jetzt durch Rufe übermittelt. Den Friedhof legten die Bewohner im Osten so an, dass man im Westen die Gräber der Verwandten wenigstens sehen konnte. Ein Besuch der Stätte war ja nun nicht mehr möglich. „Die Familie meines Vaters lebt größtenteils auf der östlichen Seite des Tals“ sagt Ibrahim Kabha ein örtlicher Einzelhändler. „Als meine Großmutter starb, wollte mein Vater zu ihrer Beerdigung, aber die Jordanier verweigerten ihm den Grenzübertritt. Meinen Onkel habe ich erst 1967 kennengelernt, als die Grenze fiel.“

Givat Haviva Deutschland e.V.

Postfach 12 12 05
10606 Berlin

www.givat-haviva.net
vorstand@givat-haviva.net

Repräsentant für Europa

Torsten Reibold
reibold@givat-haviva.net

Spendenkonto

Mainzer Volksbank
Konto-Nr.: 353451016
BLZ: 55190000
(„Förderungsprojekt“)

Barta'a – Ein Dorf mit gespaltener Persönlichkeit

Natürlich war die Grenze nie so dicht, wie sich die Militärs auf beiden Seiten das immer wünschten. Vor allem der Schmuggel florierte in den Jahren zwischen '49 und '67. In den 50er Jahren, als in Israel noch viele Waren rationiert waren, kamen die Schmuggler aus Jordanien fast jede Nacht über die Grenze und brachten Kaffee, Mehl und Zigaretten. Später, als sich die israelische Wirtschaft konsolidierte, waren es die jordanischen Soldaten, die die Kinder aus dem Westen gegen kleine „Provisionen“ die amerikanischen Zigaretten für sich kaufen ließen. „Ich erinnere mich sehr genau an einen dieser Botengänge“, erzählt Riad, der Bürgermeister. „Es war Unabhängigkeitstag in Israel und ein Freund und ich durften an diesem Tag in der Schule die Flagge hissen.“ Sehr stolz sei er gewesen über diese Ehre, sagt Riad, denn obwohl ein Araber, wurde er doch in Israel groß und in einer israelischen Schule von israelischen Lehrern erzogen. „Nach der Schule“, fährt er fort, „riefen uns die Jordanier zu sich. Wir dachten, wir sollten wieder etwas für sie im Laden kaufen. Stattdessen fragte uns ein Soldat, wer heute die Flagge gehisst habe und ich verkündete stolz, wir seien es gewesen. Statt einem Auftrag bekamen wir an diesem Tag Ohrfeigen. „Zur Begründung hieß es, wir sollten stolze Araber sein und nicht die Flagge des Feindes hissen.“ Wieder zurück, riefen sie die Israelis zu sich, die den Vorfall von ihrem Posten aus beobachtet hatten und nun wissen wollten, was genau sich zugetragen habe. „Als ich es ihnen erzählte“, sagt Riad, „bekamen wir auch von ihnen Ohrfeigen. Auf die Frage, warum auch sie uns schlugen, sagten sie nur: 'Damit ihr schnellstens wieder vergesst, was euch die Jordanier gesagt haben'“. Vergessen hat er es nie. Tatsächlich findet es der Mittvierziger bis heute schwer, zu definieren, wer er wirklich ist. „Ein muslimisch-palästinensischer Israeli“. Mit diesem Wortungetüm, so sagt er, „hat man alle Bestandteile der eigenen Identität unter einen Hut gebracht“. Wirklich identifizieren kann man sich damit in Israel aber auch nicht.

Nachdem die Israelis im Juni 1967 die Kontrolle über die Westbank übernommen hatten, konnten sich auch die Einwohner Barta'as wieder mehr oder weniger frei treffen. Doch diese fast-Wiedervereinigung zeigte auch die Entfremdung, die die Schwestergemeinden in den fast zwei Jahrzehnten der Trennung durchgemacht hatten. „Es wurden natürlich ökonomische, aber auch politische und kulturelle Unterschiede sichtbar“ beschreibt Riad die Ernüchterung auf beiden Seiten, die sich bald nach der ersten Freude einstellte. Die jordanischen Barta'aris lebten zwanzig Jahre unter einem repressiven und ausgeprägt traditionellem Regime, während ihre westlichen Verwandten die weit offenere und modernere

Kultur der israelischen Mehrheitsbevölkerung durchaus zu schätzen und übernehmen gelernt hatten. „Zwischen '67 und '87 haben wir intensiv daran gearbeitet, die Unterschiede untereinander anzuerkennen und zu akzeptieren“, sagt Riad. Doch dann begann auf der östlichen Seite des Tals die erste Intifada und zog eine weitere, diesmal imaginäre Trennungslinie durch den Ort. „Wir haben natürlich geholfen, wo wir nur konnten: Mit Lebensmitteln, Kleidung, Medizin und im Winter mit Brennmaterial“, erinnert sich der Mukhtar Die Ost-Barta'aris hingegen versuchten, auch ihren westlichen Brüdern den Aufstand einzureden. „Das wollten wir aber gar nicht. Für uns war das der Horror. Sie können sich nicht vorstellen, wie schwierig es für uns war, unseren Kindern zu erklären, dass sie die israelischen Soldaten nicht mit Steinen bewerfen sollten, während ihre Cousins nur ein paar Meter weiter genau das taten. Jeden Tag und in Sichtweite“ Jahrzehntelang, so Riad, habe man sich bemüht, den Kindern zu erklären, dass die Barta'aris auf der Ostseite „genauso zu uns gehören wie unsere Verwandten auf der anderen Straßenseite.“ Mit der Intifada sei es dann plötzlich nötig geworden, zu betonen, dass es eben doch ein 'Wir' und ein 'Die' gibt. 'Die' liefern sich Straßenschlachten, 'wir' verhalten uns weiterhin loyal – zum Staat Israel und nicht zu den eigenen Verwandten. Ein in der arabischen Kultur äußerst ungewöhnliches Verhalten und daher um so schwerer vermittelbar gegenüber den Kindern. Und natürlich erst recht gegenüber den 'Brüdern' im Osten.

Hüben und Drüben

Ich erinnere mich noch gut an einen Besuch in Barta'a in dieser Zeit. Ich war mit einer Gruppe ausländischer Studenten im Lande unterwegs und wir wollten auch Mukhtar Riad besuchen um mit ihm zu reden. Als der Bus auf den zentralen Platz mit der Moschee einbog, sahen wir eine große Menge Kinder und Jugendliche die dort versammelt waren. Und wir sahen Riad, der aufgeregt zwischen ihnen hin und herlief und verzweifelt versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Als wir näher kamen lief er uns bereits entgegen. Noch bevor ich etwas zu ihm sagen konnte, rief er mir zu: „Schnell, sag mir: wieviel Hände habe ich?“ „Zwei, natürlich“, antwortete ich leicht verwirrt. „Dann sag mir“, fragte er verzweifelt, „wie ich mit zwei Händen hunderten von Kindern die Ohren zuhalten soll, damit sie nicht diese Revolutionspropaganda hören, die von da drüben zu uns herüberdringt?“ Obwohl dieser Vorfall jetzt bereits über zehn Jahre her ist, kann ich ihn heute noch vor mir sehen, den Mukhtar von Barta'a-West, wie er schreiend und mit fliegenden

Seite 2

Givat Haviva Deutschland e.V.

Postfach 12 12 05
10606 Berlin

www.givat-haviva.net
vorstand@givat-haviva.net

Repräsentant für Europa

Alex G. Elsohn
elsohn@givat-haviva.net

Spendenkonto

Mainzer Volksbank
Konto-Nr.: 353451016
BLZ: 55190000
(„Förderungsprojekt“)

Barta'a – Ein Dorf mit gespaltener Persönlichkeit

Armen die Faszination, die von dem Aufstand auf der anderen Talseite auf die Kinder ausging zu übertönen versuchte. Die volle Bedeutung dieser prekären und beinahe schizophrenen Situation, in der sich die israelischen Araber zu dieser Zeit befanden, war in jedem Dorf und in jedem Viertel zu spüren, durch das man sich damals bewegte. Die Spannung war tatsächlich greifbar. Egal, mit wem man seitdem spricht und auf welcher Seite der grünen Linie man sich befindet: Wenn die Barta'aris ihre Stadt erklären benutzen beide Seiten automatisch etwas, was man als „doppelte Terminologie“ bezeichnen könnte: Obwohl sie grundsätzlich von „unserer Stadt“ sprechen und damit auch tatsächlich ganz Barta'a meinen, sprechen sie von sich selbst immer nur als „wir“ und von den Bewohnern der jeweils anderen Seite als „die“. Oft benutzen sie auch einfach nur die Bezeichnung „Israelis“ und „Palästinenser“, um sich und die „anderen“ zu definieren und sind sich dabei oft nicht einmal bewusst, welche fundamentale Unterscheidung sie damit vornehmen.

Nach dem Oslo-Agreement und dem Ende der ersten Intifada entspannte sich jedoch auch in Barta'a die Situation wieder ein wenig. Seitdem begann ich auch wieder regelmäßig, die „andere“ die östliche Seite Barta'as zu besuchen und in den folgenden sieben, acht Jahren haben sich auch dort enge Freundschaften mit den Bewohnern entwickelt. Und natürlich habe ich dann auch diese, die palästinensische Seite hunderten von Besuchern aus dem Ausland bekannt gemacht. Viel geändert hat sich aber auch in dieser „Friedenszeit“ nichts an den Lebensverhältnissen in Ost-Barta'a und dem Verhältnis zwischen den beiden Stadteilen und mit dem Beginn der zweiten Intifada war auch die Zeit der relativen Ruhe an der grünen Linie sehr schnell wieder vorbei.

Zum Arbeiten nach „Drüben“

Nach dem Krieg von 1967 setzte in Israel der Boom ein und bald wurden die einheimischen Arbeitskräfte knapp. Seitdem pendelten tagtäglich zehntausende Palästinenser von den besetzten Gebieten ins israelische Kernland. Bald konnte man überall die „Araber“ sehen: Auf den Baustellen, in Restaurants, in Krankenhäusern und Geschäften. Und natürlich in den landwirtschaftlichen Betrieben der Moschavim und Kibbutzim. Selbst die Wohnanlagen, die bald nach '67 in den Gebieten für die jüdischen Siedler errichtet wurden, wurden von palästinensischen Arbeitern gebaut. Sie halfen also selbst mit, bei der Einrichtung der Siedlungskomplexe, die sie heute so hassen und so erbittert bekämpfen.

Barta'a Blocks

Bis 1997 gab es eine permanente Grenzstation am Eingang zu Barta'a. Dadurch konnte in Krisensituationen der Verkehr über die grüne Linie kontrolliert und wenn nötig abgeriegelt werden. Zu diesem Zweck erbauten die Israelis auf der Zufahrtstraße eine Straßensperre mit schweren Betonblöcken, die man im Fall des Falles auf die Straße ziehen konnte. Dass dies dann zwar auch den Westteil der Stadt unzugänglich machte, in dem offiziell „Israelis“ wohnten, störte die Militärs dabei recht wenig. Und doch: Die meiste Zeit floss der Verkehr fast reibungslos durch den Ort und die jungen Grenzpolizisten vertrieben sich ihre Dienststunden zumeist im Schatten der für sie errichteten Zelte. Wer nicht die „richtigen“ Papiere hatte, der umging die Kontrollen einfach abseits der Straße oder ließ sich von Bekannten oder Arbeitgebern im Kofferraum versteckt über die Linie bringen.

Heute ist die Station verwaist und die Betonblöcke, die ursprünglich die Straße blockierten sind zur Seite gerückt, von Pflanzen überwuchert und als Plakatwände zweckentfremdet. Seit dieser Zeit nutzen alle den Grenzübergang: Die Israelis, die Barta'aris von diesseits und jenseits der grünen Linie sowie auch Palästinenser aus dem Hinterland der besetzten Gebiete. Ab und zu kommen zwar Militär- oder Polizeieinheiten vorbei und führen Zufallskontrollen durch. Dass der Übergang in Barta'a allerdings schon seit längerer Zeit eine offene Flanke im Sicherheitsgefüge rund um die Westbank darstellt, lässt sich nicht übersehen. Der Verkehr ist lebhaft hier. Sowohl auf als auch neben der Straße, die durch Barta'a führt. Mittlerweile ist es für die Sammeltaxis zur Gewohnheit geworden, ihre Fahrgäste – ganz offensichtlich Arbeiter aus den Palästinensergebieten – ganz ungeniert und offen auf der Straße abzusetzen. Um Passierscheine oder Arbeitserlaubnisse kümmert sich hier schon lange keiner mehr. Die meisten lachen mich aus, wenn ich danach frage. Eine wesentliche Verschlechterung der Lage gab es lediglich nach den verheerenden Busattentaten kurz nach Oslo. In dieser Zeit konnte niemand von „drüben“ die Straße benutzen oder zwischen den Bäumen über die Grenze huschen. Auf Nachfrage sagten mir die meisten Palästinenser jedoch, sie seien weniger über die Kontrollen besorgt als darum, in Israel von aufgebracht Juden aufgegriffen zu werden. Die Beziehungen waren seinerzeit so vergiftet, dass viele der Palästinenser um ihr Leben und ihre Gesundheit hätten fürchten müssen, hätte man sie erwischt. Während dieser Zeit, halfen sie im Westen natürlich wieder mit Lebensmitteln, Kleidung und Medikamenten, erzählt mir der Mukhtar.

Seite 3

Givat Haviva Deutschland e.V.

Postfach 12 12 05

10606 Berlin

www.givat-haviva.net

vorstand@givat-haviva.net

Repräsentant für Europa

Alex G. Elsohn

elsohn@givat-haviva.net

Spendenkonto

Mainzer Volksbank

Konto-Nr.: 353451016

BLZ: 55190000

(„Förderungsprojekt“)

Barta'a – Ein Dorf mit gespaltener Persönlichkeit

Barta'a Fanblocks

Wenn man nach Barta'a hineinfährt, fällt einem zuerst der wohl gepflegte Fußballplatz auf. Das gesunde Grün des Rasens ist eines der Wahrzeichen Barta'as und leuchtet dem Besucher schon von weitem aus der ansonsten eher bräunlichen Landschaft entgegen. Bis 1998, als ein Komitee zur Verbesserung der Infrastruktur in West-Barta'a gegründet wurde, war dieser Platz der einzige grüne Fleck im Ort.

Das Team West-Barta'as spielt in einer der niederen israelischen Ligen, in der die Mannschaften arabischer und jüdischer Siedlungen der Region ganz normal gegeneinander antreten. Die Mannschaft Barta'as selbst ist gemischt. Außer den einheimischen Arabern spielen auch noch einige Juden aus umliegenden Dörfern und Kibbutzim mit im Team.

Es war direkt nach dem Oslo-Agreement, als ich mit einer Gruppe britischer Studenten einmal mehr Barta'a besuchte. Als wir eintrafen, war gerade ein Spiel im Gange und ganz offensichtlich war der gesamte Ort auf den Beinen, um es zu sehen. Hunderte von Zuschauern säumten den Fußballplatz und feuerten frenetisch ihre Mannschaften an. Riad der uns kommen sah, forderte uns sogleich auf, mit zum „Stadion“ zu kommen um das Spiel zu sehen. Ich versuchte, ihm klarzumachen, dass er es diesmal mit Briten zu tun hatte, die Manchester, Liverpool oder Tottenham gewohnt waren und die sich ihre Spiele daher normalerweise in der Anfield-Road oder Old Trafford anzusehen pflegten. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie von den Fußballkünsten der Barta'aris oder etwa ihrem „Stadion“ sonderlich zu beeindruckt wären. Aber wie so oft war Riad nicht mehr von seinem Vorschlag abzubringen und so besuchten wir also das Spiel. Und wie so oft wurde es auch diesmal wieder ein Besuch der besonderen Art.

Denn wie Riad uns sogleich erläuterte, war es tatsächlich nicht die hohe Ballkunst sondern das Spiel an sich, das diesen Fußballtag zu etwas ganz besonderem machte: „Das Team in Rot“ so erklärte er uns, „kommt aus Ost- und die blauen aus West-Barta'a. Das ist das erste Spiel zwischen beiden Mannschaften seit Jahren, und noch vor einer Woche wäre es unmöglich gewesen, auch nur daran zu denken.“

Und tatsächlich war es denn auch weniger der Ballzauber, der unsere britischen Besucher in Staunen versetzte. Es war die Tatsache, dass sich die „Roten“ nur ein paar Wochen zuvor, anstatt Ball zu spielen, noch erbitterte Straßenschlachten mit israelischem Militär und Polizei lieferten – als Teil der Intifada. Jetzt hingegen, schienen sie uns wie alle Jungen in ihrem Alter: einfach nur sportbegeistert. Die Trikots, Hosen, Schuhe und Stutzen der Ost-Mannschaft, alle bandneu, so erklärte uns Riad später,

wurden durch eine Sammlung unter den West-Barta'aris finanziert. Nach Jahren des Aufstands, der Abriegelungen, Arbeitslosigkeit und Zerstörung der Infrastruktur hätten sich die Palästinenser noch nicht mal einen anständigen Ball leisten können, von einem Fußballkit für eine ganze Mannschaft ganz zu schweigen.

Seit diesem denkwürdigen Spiel pilgerten die Ost-Barta'aris regelmäßig auch zu den Spielen ihrer westlichen Nachbarn. Den jetzt friedlichen Schlachtenbummlern war es dabei auch egal, ob Tore von ihren „Brüdern“ oder den jüdischen Gastspielern erzielt wurden. Jedes Tor wurde zu dieser Zeit bejubelt und ein Siegeschütze, egal ob jüdisch oder arabisch wurde auf den Schultern der Fans über den Platz getragen. Kaum vorstellbar, so sagte mir einmal einer der Zuschauer, dass dies die gleichen Palästinenser sein sollten, die nur ein paar Monat zuvor fast täglich Steine auf die Vertreter der verhassten jüdischen Besatzungsmacht schleuderten.

Drüben einheiraten

Mittlerweile besitzen mehr als dreihundert Einwohner Ost-Barta'as einen israelischen Pass. Das begehrte Dokument erhielten sie über ihre Frauen, die West-Barta'aris und damit Israelinnen sind. Zwar ist es nicht einfach, die israelische Staatsbürgerschaft zu erhalten und gerade für Palästinenser heißt es oft genug, mit einem Stapel Dokumente, Anweisungen und Sicherheitsbescheinigungen von Pontius zu Pilatus zu rennen.

Aber dieser Pass ist für einen Palästinenser Gold wert. Er beschert ihnen mehr Bewegungsfreiheit, die Möglichkeit, legal einer Arbeit in Israel nachzugehen und natürlich das gelbe israelische Nummernschild. Der Wechsel von den blauen (später weißen) Nummernschildern palästinensischer Autos zu denen der israelischen Zulassungsbehörden ist weniger eine Frage des Status als eine pure Erleichterung des Daseins. Mit diesem Nummernschild könnten sich Araber, ob in der Westbank oder in Israel selbst freier bewegen, ohne Gefahr zu laufen, an jeder Straßenkreuzung mit Kontrollen rechnen zu müssen oder sich von jedem Israeli misstrauisch beäugt zu fühlen. Und natürlich ist es auch eine Maßnahme zum Werterhalt des Fahrzeugs, denn während der Intifada war es in Israel nicht unüblich, dass Autos mit palästinensischen Nummernschildern dem Vandalismus zorniger Israelis zum Opfer fielen. Speziell nach Anschlägen waren palästinensische Autos im Kernland regelmäßig Zielscheibe des Zorns aufgebracht Juden.

Barta'a – Ein Dorf mit gespaltener Persönlichkeit

Die Kinder aus diesen Ehen erhielten ebenfalls die israelische Staatsbürgerschaft. Dadurch waren sie automatisch sozialversichert, konnten staatliche Wohlfahrtsleistungen empfangen und die Schule im Westen Barta'as besuchen. Bald pilgerten dutzende Kinder aus dem Osten der Stadt in die Schule im Westen. Aber längst nicht alle die konnten, gingen auch wirklich nach West-Barta'a. Dies lag zum einen an dem für viele zweifelhaften Segnungen des israelischen Curriculums. Dieses ist nämlich vom israelischen Erziehungsministerium für jüdisch-israelische Schüler ausgelegt und daher für die Palästinenser nur bedingt brauchbar. Zwar waren Mathe, Sport oder Fremdsprachen natürlich auch in den jordanischen und später den eigenen palästinensischen Lehrplänen vorgesehen, nach denen die Kinder in der Westbank lernten. In der israelischen Schule in Barta'a wurden die Kinder aber natürlich in Hebräisch statt in Arabisch unterrichtet und besuchten Fächer wie Bibelstudien, jüdische Geschichte und Zionismus. Außerdem wurden diese „Bastarde“ weder vom israelischen noch vom palästinensischen Erziehungsministerium unterstützt. Für die israelischen Behörden war weiterhin die palästinensische Schulaufsicht zuständig. Diese weigerte sich jedoch, Kinder zu unterstützen, die nicht die palästinensischen Schulen besuchten. Schulunterricht, aber ist teuer in Israel. Es herrscht keine Lehrmittelfreiheit und die Schule in Barta'a empfang für die Kinder aus dem Osten auch keine zusätzlichen Mittel. Als ich Riad einmal danach fragte, wie sie mit dieser offensichtlichen Benachteiligung von beiden Seiten umgingen, zuckte er lediglich mit den Schultern und fragte mich zurück: „Glaubst du, *wir* könnten das ändern?“ Wie ich später erfahren sollte, hatten ein paar Eltern auch noch ganz andere Sorgen: Die Schule in West-Barta'a ist Co-Edukativ, Jungen und Mädchen besuchen dort dieselben Klassen, gehen auf den selben Schulhof, ja haben sogar zusammen Sportunterricht. Für manche Eltern war dies der Grund, ihre Kinder weiterhin in der Westbank zur Schule zu schicken. Und aus diesem Grund leistet sich Ost-Barta'a auch zwei Schulen.

Angesichts solcher, doch fundamentalen Schwierigkeiten sind sich beide Seiten des Kabha-Clans in einem Punkt doch wieder einig: Eigentlich will keine der beiden Seiten wieder zurück zur Zeit vor 1967. Auch wenn die Stadt seitdem offiziell geteilt ist, haben doch die Jahre der faktischen Wiedervereinigung vielen nur gezeigt, wie weit man sich in dieser Zeit auseinander gelebt hat. Zwei mal Einhalb muss nicht immer notwendig ein Ganzes ergeben und ein gemeinsamer Familienname ist mittlerweile auch für Araber nicht mehr alles. Hier sind sich sowohl Riads Mitbürger, als auch die Kabhas auf der anderen Seite des Tals sicher.

Als ich einmal fragte, wie die Barta'aris im Westen über eine mögliche Annexion ihres Teils der Stadt in einen zukünftigen palästinensischen Staat dachten, erntete ich nur abwehrende Handbewegungen und den einen oder anderen scharfen Blick. In Barta'a ist man sicherlich nicht bereit, sich zur Verhandlungsmasse machen zu lassen. Die Sicherheit des und die Vertrauensbasis in den israelischen Staat sind hier mittlerweile weit größer als der Wunsch, in die Gemeinschaft der Araber zurückzukehren.

Noch Anfang '98 war es anders. Damals hätte man zumindest in Osten mit einem solchen Vorschlag wahrscheinlich noch großen Beifall geerntet. Aber nach zwei Jahren als provisorische „Zone B“, also unter geteilter israelisch-palästinensischer Verwaltung haben sich die Meinungen grundlegend geändert. Bis auf die Sicherheit, die von Israelis und Palästinensern gemeinsam gewährleistet wurde, unterstand der Ostteil zwischen 1998 und 2000 ganz der palästinensischen Autonomiebehörde. Verändert hat sich in dieser Zeit jedoch nicht viel für die Ost-Barta'aris. Zumindest nicht zum Positiven. Mehr Familien sind in dieser Zeit unter die Armutsgrenze gerutscht und mehr und mehr staatliche Leistungen wurden zurückgefahren, sodass sich viele insgeheim die Zeit der Besatzung zurück wünschten. Und auch jetzt, nach dem denkwürdigen Oktober des Jahres 2000 ist das noch so. Damals, noch im Sommer 2000 sagte mir einer aus dem Osten: „So viele von uns haben doch sowieso schon den israelischen Pass, warum sollten wir diesen Weg jetzt nicht einfach zu Ende gehen? Drüben, im Westen stieß ich mit dieser Bemerkung einmal mehr nur auf Achselzucken. Hier hat man seine eigenen Probleme. Gerade jetzt, wo die Intifada wieder einmal das Verhältnis der jüdischen Israelis zu ihren arabischen Mitbürgern zu vergiften droht, ist auch unter Verwandten das Hemd eben näher als der Rock.“

Seite 5

Givat Haviva Deutschland e.V.
Postfach 12 12 05
10606 Berlin

www.givat-haviva.net
vorstand@givat-haviva.net

Repräsentant für Europa
Alex G. Elsohn
elsohn@givat-haviva.net

Spendenkonto
Mainzer Volksbank
Konto-Nr.: 353451016
BLZ: 55190000
(„Förderungsprojekt“)